

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sagen um den Stefansdom

[urn:nbn:de:bsz:31-338899](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338899)

Sagen um den Stefansdom

Der Adlerturn

Hans Buchsbaum steht bolzensteif und stier-nackig vor seinem Meister. „Meister, Ihr kennt mich; ich bin kein Knabe, der nicht weiß, was er will. Hab mich in der Welt umgesehen, wie's Pflicht und Brauch und mancherlei getan zu Gottes und unserer Lieben Frauen Ehre. Tu nun hier auch mein redlich Teil am Bau von St. Stephan, so gut als ich kann, erstlich unter Meister Peter von Prachatitz, Eurem Bruder, dem Gott genade, und nun unter Euch, Meister Hans; ein hübsch Handvoll Jährlein mögen's her sein, und ich mein, Ihr sollt mich kennen. Ich hab Wurzel geschlagen hier und mag Land und Leute wohl. Auch hab ich Wanderns satt und will mich geruhig des Heims freuen, wie's doch jedes stäten Mannes Wunsch und Ziel ist. Ich bit Euch drum, gebt mir Eure Tochter Maria zum Weib, soll Euch und sie nicht gereuen. Sie mag mich gern und für mich brauch's ich Euch wohl nicht zu Eid zu geben. Was redt Ihr nicht und seht an mir vorbei, Meister?“

„Freut mich, freut mich, Polier, was du sagst. Bist ein kunstreicher und erfahrener Gesell und zu mancherlei Arbeit wohl zu brauchen. Bist aber nicht so alt und des Fahrens unlustig, wie du tust. Tat's mir noch wohl überlegen.“

„Hab's getan, Meister.“

„Glaub's, glaub's, ständst sonst jetzt nicht vor mir. Hör einmal, wirst du noch so reden wie jetzt, wenn der Dom fertig steht, ein steinern Loblied, mit beiden Türmen und allerlei Schmuck und Zier? Und du sonder Arbeit stehst und dir die Welt frei ist?“

„Wir erleben's nicht, Meister. Seht, Menschenalter vor uns stand an der Stelle ein bescheiden Kirchlein, von Donaufischern zu Ehren des heiligen Stephan erbaut, hölzern und dürftig. Und Menschen kamen und gingen, bauten weiter, rissen ein, bauten, starben, so andere und wieder andere. Und jetzt ragt ein prächtiger Dom halbfertig, gar künstlich aus glattem Stein gefügt, und harret der Vollendung. Ein Turm ist fertig, der andere erst begonnen; werdet Ihr, werde ich's erleben, daß auch er in den Himmel greift wie sein Bruder? Wir wollen uns bescheiden, Meister, und tun, was untre arme Kraft vermag. Mögen's unsere Kinder und Kindeskinde vollenden.“

„Du weißt, Werkmeister, wie ich mit dem Bau verwachsen bin. Ist wie mein eigen Fleisch und Blut, und ich will ihn fördern mit aller Kraft. Du aber denkst ans Heiraten. Ja, Werkmeister, wenn du mit binnen Jahresfrist den andern Turm aufrichtest, sollst du meine Tochter zum Weib haben. Dann ja. Aber jetzt geh. Nein, sag nichts. Ist mein blutiger Ernst. Oder soll es ein Donnerwetter geben, wenn du wider meinen Willen murrst? Geh!“

Stirnrunzelnd und nachdenklich wandert Buchsbaum dahin. „Ein kunstreicher Meister, aber soviel

gachzornig. Soviel bockbeinig und dickschädlig. Aber ich bin's auch. Und meine Maria steht mir im Herzen wie unsere Liebe Frau im goldnen Schrein auf dem Hochaltar.“

Ohne zu achten ist er den gewohnten Weg zum Dom gegangen. Es ist ein unguter Abend, frostiger Wind und hastigtreibende Wolken.

„Ist ein gewaltig übermenschlich Werk“, sinnt er. „Solch arm Menschlein könnt schier verzweifeln, sollt er allein ohn Hilf Gottes und der Heiligen schaffen und werken. Und ich soll den Adlerturn bis übers Jahr aufrichten, von dem nur ein Stumpf gegründet steht? Ist unmöglich, rein unmöglich. Wenn Werkleute und Steinmeße auch Tag und Nacht schinden und schuften, daß ihnen das helle Blut aus den Fingern spritzt, es geht nicht. Aber ich muß und muß meine Maria haben, und wenn der Leibhaftige . . . Gott vergeb mir die Sünd, aber ich kann nicht anders. — Ist doch unheimlich hier des Abends, und ich kenn doch jeden Stein und jedes Zeug herum. Wie Spinnweben hängen die Schatten um Pfosten und Pfeiler. A, Gesell, jetzt hast du mich erschreckt.“

Ein grauer, hagerer Mann ist ihm unversehens in den Weg getreten.

„Nichts für ungut“, lächelt der. „Ein sehr kalter Abend heute. Und Ihr scheint trübe?“

„Was kümmert's Euch? Aber halt, wendet einmal den Kopf ein bißchen, daß der Mond Euer Gesicht bescheint — so —, denn mir scheint, ich sollt Euch kennen!“

„Glaub's wohl, glaub's wohl.“

„War aber nicht im Guten, will mir scheinen.“

„Habt mich manchmal mit Namen genannt. Auch gesehen habt Ihr mich, zuweilen im Traum.“

„Barmherziger, ich weiß, wer Ihr seid . . .“

„Nun ja, der Graue bin ich, der manchens kann, was ein anderer nicht vermag, auch wenn man ihm stolze Häuser baut. Vermag auch einen Turm zu bauen so hoch, daß er in die Wolken spießt; dauert auch gar nicht lang. Übers Jahr hat der Dom seine zwei Türme, und ein junger Polier seine helle Frau . . .“

„Ihr wollt . . .?“

„Ich sage nicht, daß ich will; ich sage nur, daß ich kann.“

„Was ist der Preis? Denn umsonst tut Ihr's nicht.“

„Tu's nur, um jemand zu ärgern, aus keinem andern Grund. Brauchst nur den Namen — hm, hm — Gottes, der Jungfrau Maria und der Heiligen nicht nennen, nicht in die Kirche gehen — und der Handel soll gelten.“

„Da habt Ihr meine Hand drauf. Es soll sein. Soll sehn, der Alte, daß ich auch dickschädlig und bockbeinig bin. Soll sehn, wie der Turm in die Höh steigt, wenn ihn der Teufel mit seinen Klauen aus dem Erdboden zieht.“

Der Turm wächst. Werkleute und Steinmeße arbeiten wie besessen und schaffen mehr, als es menschenmöglich scheint. Werden aber auch bleich und fahl und sind gar nicht mehr lustig bei der Arbeit. Hans Buchsbaum ist Tag und Nacht draußen; kennt keinen Schlaf und keine Ruh. Sein Blick ist unstät und sein Gesicht scharfknochig. Aber der Turm wächst.

„Sieht ungut aus, der Buchsbaum“, reden die Leute untereinander. „Will nicht lachen, nicht feiern, nur bauen, bauen. Geht Sonntags nicht zur Kirche, stiert tagdurch auf seine Risse und sehnt den Werktag herbei. Wie soll das enden?“

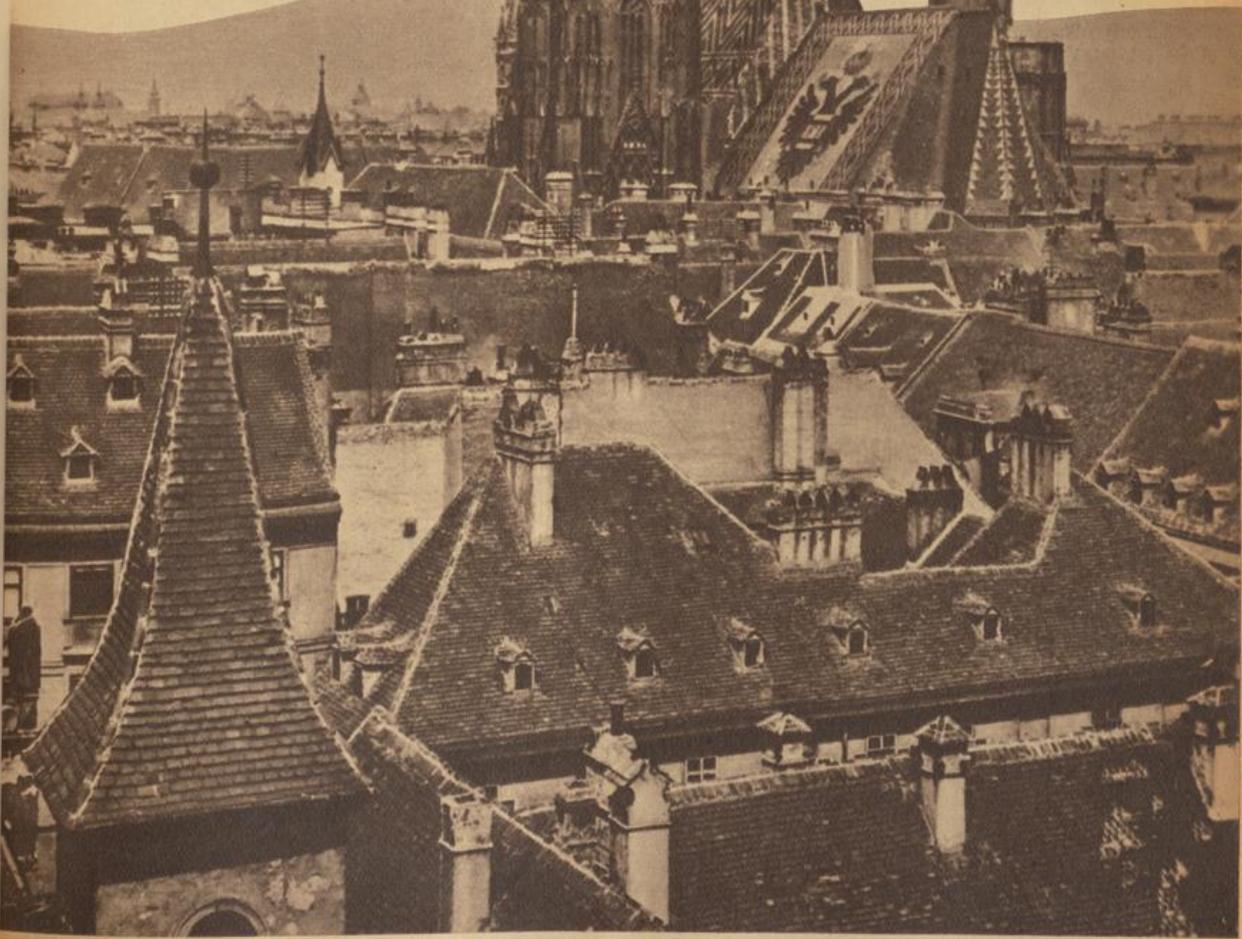
Aber der Turm wächst. Schon baut er sich zu einem Drittel seiner Höhe auf, und noch sind nicht drei Monde verflossen. Nachts, wenn der Bau ruht, irrt Buchsbaum auf Gerüsten und Bühnen umher, will schaffen, nur schaffen; nichts denkt er, nichts will er denken als seine Arbeit.

„Das Jahr sollt um sein, das eine schreckhaft lange Teufelsjahr. Und dann Ruhe haben. Gott um Verzeihung bitten wegen des Frevels. Ist ja sein Haus, das ich fördere. Maria, mein Weib dann, wird mir bitten helfen, auf daß Gott mir gnädig sei. Maria, du mein Stern auf dieser Irrfahrt. Nicht einmal deinen Namen darf ich aussprechen, keinen heiligen Namen, nur denken. Nur nicht sagen, lieber die Zunge zerbeißen; es muß sein.“

Ruhelos kreisen die Gedanken. Da bohrt sich sein Blick in die Nacht. Ist sie's? Was will sie? Da schreit er auf: „Was willst, was suchst, du Treue, Gute? Hier bin ich. Maria, ich komme!“ Ein spitzes Gelächter schwirrt auf. Die fliehende Gestalt Marias zerfließt im Däster wie Rauch im Wind; der Graue steht an der Stelle dort und schreitet lautlos auf Hans Buchsbaum zu. Dem ist das Blut wie zu Eis erstarrt. Den Blick erträgt er nicht, er weicht zurück, schrittweise, so wie der andere auf ihn zukommt. Sieht nicht, daß er am Rande des Gerüstes steht, tritt ins Leere, schreit, greift angstvoll in die Luft. . .

Schwere Wolken jagen über den Himmel, und die Bäume stöhnen im Wind. Morgens stehen viele Leute um den Toten. Ganz schwarz ist's um den Platz.

„E hat die Unruh im Blut, hat geglaubt, er könnt's zwingen, und wenn der Teufel helfen müßt.“ — „Pst, ist lächerlich, so zu reden. Aber es ist auch ein Werk, das Menschenkraft übersteigt.“ — „Sing auch nicht mit rechten Dingen zu. Konnt kaum frei Atem schöpfen die Zeit her. Mir graut.“ — „Der Ewige sei seiner Seele gnädig. Euch aber schütze unser Herre Gott vor allem Blendwerk des Bösen!“ — „Amen!“



Von Stund an ward der Turmbau eingestellt, und der Stumpf blieb unvollendet bis auf den heutigen Tag.

Der Fahnenchwinger

Der Kirchenmeister von St. Stephan windet sich mühsam und schwachbeinig die steile Turmtreppe empor; gleich hinter ihm trabt ein junger Bursch, springlustig und kreuzfidel, nimmt immer gleich zwei Stufen auf einmal, als könnt er's nicht erwarten, in die Höh zu kommen, gerät dabei dem schnaufenden Alten zu nah, der sich nicht gern gedrängt sieht und kurzatmig über die Achsel zurückgibt: „Laß Er sich Zeit. Kommt noch früh genug hinauf. Wird Ihm noch langweilig werden droben. Recht langweilig, ja.“ Doch der lacht nur hell herüber. Es ist ein blutsjunger Gärtnerbursch, Gabriel Salzberger, der sich erbötig gemacht hat, heut, am 1. Octobris 1658, beim feierlichen Einzug des kürzlich gekrönten Kaisers Leopold I. in seine Residenzstadt von der Kreuzrose des Stephansturmes eine gewaltige Fahne zu schwingen. Kein leichtes Stück das, kriegt aber dafür auch zwölf harte Reichstaler auf die Hand, und Gabriel weiß, was er damit tun wird.

Oben steht schon die Fahne bereit. Der Junge bindet sie sich mit festen Schnüren auf den Rücken, zieht die Schuhe aus und macht sich fertig, das lezte und schwierigste Stücklein des Wegs außen am Turmhelm zurückzulegen. „Mach Er Sein Sach recht“, vermahnt ihn der Kirchenmeister, „und dann hol ich Ihn und Er sich bei mir Sein Geld. Und geb Er sein acht, daß Ihm nichts geschieht!“ setzt er in einer Aufwallung von Fürsorglichkeit hinzu. Dann steigt er seufzend abwärts.

Es ist noch zeitig am Nachmittag, aber um den Stephansfreithof lärmt schon der Trubel. In den Straßen ist alles gar prächtig geschmückt mit Reisiggehängen, Fahnen und bunten Teppichen. Triumphpforten sind errichtet zum würdigen Empfang Seiner kaiserlichen Majestät, und zur Erquickung des Volkes sind Brännlein erstellt, die Wein spenden statt Wasser. Und das Volk, das sich aus dem grauen Alltag in Glanz und Pracht versetzt sieht, jauchzt und staunt, drängt und wirbelt durcheinander, um nur ja alles recht genießen zu können.

Gabriel kann das alles von seinem lustigen Platz aus beobachten. Er sitzt nicht gerade bequem, aber auch nicht schlecht auf der steinernen Rose, hat die zusammengerollte Fahne mit dem kurzen Stiel quer über seine Knie gelegt und schaut rundum. Tief unten krabbeln die Menschlein so eilig und geschäftig, als hätten sie weiß was zu tun. Wie bunt die Straßen heut sind; ganz anders scheinen sie. Aber auch er ist heut ein anderer. Auf ihm werden Tausende von Augen ruhen, wenn er seine Fahne flattern läßt und damit das Zeichen zum allgemeinen Vivat gibt. Vorderhand freilich wird er nicht viel beachtet. Ab und zu weisen ein paar Finger hinauf zu dem schwarzen Pünktchen, das man für eine Fliege halten könnte.

Eine Mutter zeigt's ihren Kindern. „Seht, dort oben hoßt der Gabriel!“

„Kann man denn da hinauf?“ zweifelt schüchtern ein kleines Dirndel. „Der schreckhaft hohe Turm! Selt, da schaut der Gabriel grad in den Himmel hinein und sieht die Engel fliegen und Trompeten blasen?“

„Weiß nit; mußt ihn halt schon selber fragen.“
„O Mutter, i fürcht schier, der Turm gibt ihn nimmer her, er laßt ihn nimmer los!“

„Aber geh, du Dummer! Hörst es, sie schießen schon! Jetzt wird der Kaiser glei kommen!“

Gabriel sieht, wie sich auf der Burgbastei der Rauch wölkt; lang nachher erst hört er den Knall, ganz schwach nur, als ob jemand „bah“ sagte. Jetzt ist der Kaiser auf dem Getreidemarkt und wird vom Bürgermeister empfangen. Nun wird er auch bald kommen.

Gabriel wäre herzlich froh, wenn alles schon vorbei wäre. Die Sonne ist bereits gesunken, und in der grauen Dämmerung sieht alles bei weitem nicht mehr so lustig und prächtig aus. Auch ist ihm der Rücken schon müd, und die Finger sind steif. Unter sich erkennt er nur mehr eine graue, wallende Masse. Der Nebel, der sich zu senken beginnt, hüllt Dächer und Straßen und Wälder und Berge in blaue, verschwimmende Dämmerung. Er fühlt sich allein.

Endlich naht der Zug. Die Menge brodelt erregt, Goldgewänder leuchten herauf, und Waffen klirren im Takt. Jetzt kommt der Kaiser! Gabriels Gestalt strafft sich, fest halten seine Finger die Fahne umklammert, scharf lugt er ins Gewimmel. So, jetzt. Die Fahne rollt auf, bläht sich, knattert im Wind. Er muß sich kräftig mit den Beinen festhalten, denn die entfesselte ungebärdige Fahne wogt und wallt wie ein lebendes Wesen. Und von unten schallt's ihm entgegen, Vivat und Hoch, und Gabriel ist ganz Begeisterung und Erregung und brüllt mit, obwohl er weiß, daß man ihn unten nicht hören kann.

In einigen Augenblicken ist alles vorbei. Der Kaiser wohnt im Dom dem feierlichen Tebeum bei, kehrt dann müd und abgesspannt in die Burg zurück, die Menge verläuft sich, und der Platz liegt still und leer.

Es ist schon ganz finster. Die Fenster der Häuser erleuchten sich nach und nach. Herrgott, wo bleibt denn nur der Kirchenmeister? Sitzt gewiß in seiner Stube und raunzt über die Müß und Plag des schweren Tags und denkt nicht, daß auch andere müd sind und heim wollen.

Die Sterne bliken am Himmel auf. Kaltblau wölbt er sich über seinem Haupt. Um ihn her kalte, glasharte Luft. Und unter ihm grauwogender Dämmer. Überall ein Nichts, ein furchtbar dräuendes Nichts, das ihn ängstigt, sich auf seine Brust legt und ihm die Kehle zuschnürt. Er muß die Augen schließen, sonst verliert er die Herrschaft über sich. Die Stille braust und dröhnt ihm in den Ohren. Er hält's nicht mehr aus. „Kirchenmeister, hallo — ho, Kirchenmeister.“ Stille. „Halloo, hallo ho — ho!“ Nichts regt sich. Man kann ihn ja nicht hören, er ist so weit von Erde und Menschen weg, daß sein Ruf nicht zu ihnen dringen kann. „Halloo, hallo — ho — ho!“ Ungefüge schreit er, schreit

sich heiser. Sein Ruf verliert sich in ein Wimmern. Denkt denn gar niemand an ihn? Wer sollt auch! Seine Eltern in der Vorstadt draußen glauben ihn beim Tanz. Aber seine kunde, flachsblonde Gretel, die muß ihn doch vermissen, ihn suchen. O, die denkt gewiß: Der Faulpelz liegt schon schläfrig in seiner Kammer und schert sich einen blauen Teufel um sein Mädchel. Jetzt, da er seine zwölf Reichstaler hat, ist er stolz und hochfahrig und mag mich nimmer. Und für sie hat er doch das ganze Wagnis getan! Ihr Herz und ihr Blut sollt ihr's sagen, daß er hier oben vergeht vor Schmerz und vor Angst, und sie kommt nicht.

Er ist erschöpft, kann nichts mehr denken. Er sieht rote, kreisende Ringe vor seinen Augen, und das Blut hämmert in seinen Ohren. Die Fahne ist längst seinen starren Fingern entglitten und hängt in Fetzen irgendwo an einem steinernen Zierat

Ein kalter, schneidender Wind hat sich erhoben und peitscht lange Wolkensträhne über den Himmel. Er versängt sich in den tausend Falten und Schlüften des Riesenbaus und heult und lacht wie ein Rudel Bessener. Im Turm unten knarrt's und poltert's, und man hört, wie unten im Messnerhäuschen die Fensterläden an die Wand schlagen.

„Herr des Himmels“, mühsam richtet sich der Fahnenchwinger wieder auf, „laß mich nicht hier verderben!“ Jrr fängt er an zu beten, was ihm in den Sinn kommt. „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Abel. Amen. Begrüßet seist du, Maria, du bist voll der Gnaden. . . Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. . . Nein, ich will nicht sterben, bin jung und will auch leben wie jedwede Kreatur. . . Der für uns Blut geschwitzt hat, bitt für uns. . . der für uns am Kreuze gestorben ist, bitt für uns. . . Es kann nicht sein, und ich will nicht! Herr des Himmels, hilf mir aus dieser Drangsal und Not!“

Fahl dämmert der Morgen herauf. Da fährt der Kirchenmeister plötzlich aus dem Schlaf empor. „Jesus, Maria, der Gärtnerbursche ist ja noch oben!“ Hastig zieht er ein paar Kleidungsstücke an, ruft Leute. „Holt den Fahnenchwinger vom Turm! Ich komm nicht mehr gut hinauf, und meine Knie zittern.“

Graues, farbloses Licht liegt in der Stube, in der der Kirchenmeister den Burschen erwartet. Da bringen ihn die Leute.

„Sei Er mir nicht böß, Gabriel, daß ich Ihn oben vergessen hab. Und da hat Er gleich seine zwölf Reichstaler, und einen leg ich Ihm obendrauf, hat seine Sach brav gemacht und sein Geld redlich verdient.“

Er traut sich nicht, ihn recht anzusehen und reicht ihm mit einem halben Blick das Silber hin. „. . . der für uns Blut geschwitzt hat, bitt für uns. . .“, lallt eine dürre, zerbrochene Stimme glanzlos und wirr. — „Gott im Himmel, Bursch, wie sieht Er aus!“ Weiß ist sein Haar geworden und seine Züge spitz und grau, sein Aug erloschen, aber sein Blick flimmert ruhslos. „. . . Der für uns am Kreuze gestorben ist, bitt für uns. . .“

Wochen hindurch saß ihm der Tod im Genick, aber er gab ihn wieder los; was er zurückließ, war ein ausgemergelter Leib, ein Aschenhäufchen, in dem keine Blut mehr glimmte.

Das Koronagebet

Johannes Wachter, der Messner von St. Stephan, stand mit hängendem Kopf vor dem Kamin und starrte in die grau und wesenlos werdenden Blutbröckchen. „Ist das ein Leben! Ist das ein Leben! Jahraus, jahrein Glocken läuten, Kirchtür sperren, den geistlichen Herren immer parat und zur Hand sein, da man selber einer hätt werden können, hätt nur das Geld gelangt. Bei mir da oben wär schon alles recht und in Ordnung gewesen; will mich nicht vor mir selber loben, aber was wahr ist, ist wahr: ein g'scheit's Köpfel hat er, der Hannes!“ Trotz seines grämlichen Mißmuts lächelt er vor sich hin. „Schäßen tun sie mich schon, die hochwürdigen Herren, wissen ja, was an mir ist. Plauschen oft mit mir über das oder jenes und fragen dann: Was hält Er davon, Wachter, he? — Aber ein armer Schlucker bin ich deswegen doch; kann zwar Frau und Kindern geben, was recht ist, aber immer so fortretten, heuer und das nächste Jahr und wieder das nächste, bis ich alt

Kanzel im Stephansdom

Ein Meisterwerk deutscher Gotik. Anton Pilgram (1510 bis 1525 in Wien), der berühmte Bildhauer und Dombaumeister, wird als der Schöpfer dieser Kanzel vermutet



bin und runzlig und vom Leben nichts mehr hab als einen warmen Ofenwinkel und den Rosenkranz — Herrgott, nein, einmal möcht ich reich sein, so einhergehen wie die Kavaliere da draußen mit seidenen Mäntelchen und Raufdegen, fort aus diesem Armleutstübchen, wo der Kohlgeruch aus der Küche im Polsterstuhl hängt. Ah, mir graust.“

Er bohrte seinen Blick in die graublau Asche, in der er atmete und lebte. Allmählich sank der Abend.

Da fuhr er auf. „Und gestern erzählt mir der Kaplan von der heiligen Korona. Ihr Bildstod steht schwarz und staubig in der Kirche; manch einer schleicht vorbei und weiß nichts von ihr. Die erfüllt jede Bitte, die man ihr um Mitternacht vorlegt. Freilich, recht bitten muß man sie, grad um Mitternacht. Ich geh hin, heut geh ich hin! Braucht's niemand zu wissen; will sie um Reichtum bitten, um Geld, viel Geld! Sie wird's mir gewähren, gewiß wird sie's tun, muß es ja tun, wenn man recht bittet, grad um Mitternacht.“

Er spricht sich immer mehr in den Gedanken hinein, immer erregter wird er. Wie er so in die verblässende Glut blickt, tauchen Bilder auf, nimmer kommt er los. Als die Glockenschläge der Mitternacht schwer und dumpf vom Turm rollen, steht er stoßartig und mit wankenden Knien vor dem Bildnis der heiligen Korona. Im Dom ist's stockfinster; kalte Luft liegt dumpf auf Betstühlen und Kanzel, und in den Winkeln und Höhlen des Steingierats haftet schwerer Weihrauchdunst. Zusammengekauert liegt der Beter vor dem Bild, lallt Bitten und Wünsche, bohrt den Blick durch das Dunkel, hin zu dem Angesicht, das fahl und unbeweglich ins Wesenlose zu schauen scheint. Da, plötzlich löst sich aus den Falten des Gewandes ein schweres Goldstück und rollt schollernd und klappernd zu des Beters Füßen. Der fährt auf. Eine wilde Freude würgt ihm in der Kehle. Heiser stößt er ein Dankwort hervor, halb Triumphruf, halb Angstschrei. Dann rutscht er auf den Knien herzu und rafft mit bebenden Fingern die Goldstücke auf, die wie Tränen aus einem wehen Menschenantlitz aus den starren Falten des Gewandes rinnen. Dann stürzt er wie toll aus der Kirche, heim zu, ein reicher Mann.

Mehr als das: er war nicht nur ein reicher Mann, sondern er blieb es auch. Natürlich, Mesner von St. Stephan war er zum längsten gewesen. Kalt sagte er es den Herren ins Gesicht, sie mögen sich um diesen Hungerlohn einen andern suchen; er habe es, der heiligen Korona sei Dank, nicht mehr nötig. Er bedankte sich schön für alle wohlmeinende Güte und wünsche gesegnete Mahlzeit — denn es war eben Fastenzeit und die Donaufischer trugen ihre vollen Körbe ins Pfarrhaus — er selber wollte nun nach seinen gefüllten Kapaunen sehen. War das ein Getöse! Wie zornige Hummeln schwärmten die schwarzen Talare um ihn, und es fielen hitzige Worte. Aber lachend und mit den Goldfüßchen klimpernd lief der ehemalige Mesner davon.

Was kümmerte ihn jetzt die Welt? Er ließ es sich wohl sein, gab Gastereien und Saufgelage,

und Freunde strömten ihm in Menge zu. Die hofierten ihm, bewunderten seinen Reichtum und hingen an ihm wie Bluteigel. Seine alten Nachbarn und Gevattern gingen kopfschüttelnd und mit finstern Stirnen an ihm vorbei. Auch seine gute, stille Frau war immer schmal und scheu und hatte traurige Augen, das ärgerte ihn. „Sie hat kein fürnehms Blut in sich und kann sich ins Wohlleben nicht schicken“, meinte er. Das trafen dafür seine Söhne um so besser.

Den ältern, der ein stämmiger Kerl war und scharfes Maul führte, ließ er Offizier werden; bald sprach man in allen Wirtsstuben von seinen Händeln, wie heillos er mit dem Geld herumwerke, wie wüst er zechte und randalierte und wie locker ihm der Degen in der Scheide saße. Der jüngere sollte Dompropst, ja noch mehr werden und lief einstweilen auf die hohe Schule. Aber an einem bitterkalten Dezembervorgen fand ihn die Scharwache quer über den Weg gestreckt, mit gelbem Gesicht und glasigen Augen. In drei Tagen war's aus mit hoher Schule und Dompropst. Der Alte warf wütend den Ärzten das Geld vor die Füße, diesen Pfsuchern und Schelmen, die das Leben eines reichen Mannes für nichts kostbarer achteten als das eines armen Teufels, und lud seine Freunde zu sich, um Schmerz und Zorn hinwegzuspülen und hinwegzulärmen. Aber als Freude und Lustbarkeit den Höhepunkt erreicht hatte und Becherstoßen und Tellerklappern schier nicht mehr zu hören war vor Lachen und Lärmen, tat sich die Tür auf und ein Bote trat ein. Obgleich niemand wußte, was er bringe, wurde es doch still in der Runde, und jedem lag eine bange Erwartung im Hirn.

„Euer Sohn, Herr, ist in einem Raufhandel erschlagen worden!“ sagte der Bote.

Da tat die Frau einen kleinen Schrei, und der Kopf viel ihr vornüber. Ein eisiges Entsetzen fuhr in die aufgeschreckte Schar. Ein paar sprangen jach auf, daß die Becher auf der Tafel taumelnd klirrten und flohen in jagender Angst, die andern nach, und das Grausen griff ihnen klammernd nach dem Hals.

Mit vorgestrecktem Kopf stand der Alte da und blickte ins Leere. „Also, das ist das Ende. Ist das dein Segen, heilige Korona? Wohl, du gabst mir, um was ich dich bat. Aber ich war verblendet, wußte nicht, wie Geld am Menschen frist und nichts läßt, was gut und stark war. Hättst du's geweigert, hättst du's geweigert!“ Und taumelnd sank er zusammen.

Er fühlte eine Hand auf seiner Schulter. „Hannes, was stöhnst?“ Wirr blickte er auf, sah in die Augen seiner Frau. „Was schaust so stier, Hannes, wo bist?“

Da sah er in sein Mesnerstübchen, sah seine beiden Vuben ums Öllämpchen am Tisch sitzen, und warm kam's ihm in die Augen.

„Weib, ich hab böß geträumt. Aber laß uns zum Bild der heiligen Korona gehen und ein stilles Gebet tun; ich hab ihr arg viel zu danken.“

F. N.